

Leitartikel

Bernhard Honsel Was fördert und was erschwert Seelsorge als Beziehung?

Als Pfarrer besuchte ich regelmäßig den Kindergarten der Gemeinde. Oft fragte eines der Kinder: „Kennst du mich?“ oder „Weißt du, wer ich bin?“ Wenn ich dann den Namen des Kindes kannte und es mit seinem Namen anreden konnte, strahlte das Kind. Es war glücklich. Das geht nicht nur den Kindern so. Jeder Mensch freut sich, wenn ein anderer sich ihm zuwendet und Anteil nimmt an seinem Leben.

Jesus blickte nach oben, sah ihn und sprach: „Zachäus, geschwind, steig herab, denn heute muß ich in deinem Hause bleiben.“ Und schnell stieg Zachäus herab und nahm ihn mit Freuden auf.

Wir wissen, wie die Geschichte weitergeht. Die Frommen murren: „Bei einem Sünder ist er eingekehrt zum Übernachten.“ Und Zachäus? In der Begegnung mit Jesus, im Zusammensein mit ihm, erkennt er seine Würde, vermag er seine Schuld zu erkennen und findet Mut zur Umkehr.

1. Die Begegnung mit Jesus

Am Anfang der christlichen Seelsorge steht nicht die Verkündigung ewiger Wahrheiten, sondern ein lebendiger Mensch, Jesus von Nazareth. Seine Art, Menschen zu begegnen, Beziehungen aufzunehmen, läßt damals wie heute aufmerken, aufatmen. Seine Botschaft ist eine Botschaft des Vertrauens, des Glaubens und der Liebe. In der Begegnung mit Jesus erfahren die Menschen die Wahrheit dieser Botschaft. Sie spüren: Sie sind gemeint, geachtet, geliebt.

Das Evangelium ist voller Geschichten, in denen Jesus auf die Menschen zugeht, sie anschaut, anspricht, ihnen zuhört, sie berührt und heilt. Jesus sucht die Begegnung, die Beziehung zu den Menschen.

Das Kernanliegen Jesu ist es, das Reich Gottes anzukündigen und die Menschen dafür zu öffnen. In ihm ist das Reich Gottes da. Reich Gottes, Herrschaft Gottes – das meint die Herrschaft unbedingter Zuwendung und Güte, das meint vertrauende, liebevolle Beziehung zu Gott, der sich schon in der Geschichte Israels durch die fortschreitende Offenbarung seines Namens Jahwe und den Bundesschluß als ein Gott der Begegnung und Beziehung zu erkennen gibt, den Jesus „Abba“, lieber Vater, nennt.

Reich Gottes, das heißt auch herrschaftsfreie Beziehung der Menschen untereinander ohne Über- und Unterordnung, wie es in Mt 23, 8 ff und an vielen anderen Stellen des Evangeliums zum Ausdruck kommt: „Ihr aber sollt

2. Keine Beziehung unter Zwang

euch nicht Rabbi nennen lassen; denn nur einer ist euer Meister, ihr alle seid Brüder.“ Reich Gottes, so sagen wir heute, meint geschwisterliche Beziehung der Menschen untereinander, Bereitschaft zur Versöhnung und zur Solidarität. Nur so können Gerechtigkeit und Friede wachsen. Nicht umsonst wählt Jesus, wenn er vom Reich Gottes spricht, gerne Gleichnisse des Wachstums.

Jesus lädt zur Nachfolge in Freiheit ein. Selbst in Situationen der Krise drängt und droht er nicht. Er fragt: „Wollt auch ihr gehen?“ Er stellt Menschen in die Entscheidung (Joh 7).

Auch in den nächsten Generationen ist das Christentum vor allem durch persönliches Zeugnis in Begegnung und Beziehung weitergegeben worden. Seit jedoch nach der konstantinischen Wende römischer Staat und Kirche sich verbanden, wurde das hierarchische Element übermächtig, und in den Jahrhunderten des Mittelalters und der frühen Neuzeit wurde Gehorsam gegenüber der Obrigkeit als wichtigste Tugend gefordert. Der Aspekt, daß Seelsorge als Dienst am Reich Gottes sich vor allem in Begegnung und Beziehung realisiert, wurde nahezu völlig vergessen.

In Europa und in der Mission wurden Menschen nicht selten zur Annahme des christlichen Bekenntnisses gezwungen. Und bis heute wird gelegentlich auch innerhalb der Kirche auf verschiedensten Ebenen versucht, Rechtgläubigkeit und die Befolgung kirchlicher Gebote und religiöser Übungen durch Druck und Sanktionen zu erzwingen. Doch überall, wo mit Druck und Sanktionen gearbeitet wird, entsteht eine Atmosphäre der Unehrlichkeit und Angst, die Glaubwürdigkeit untergräbt, Ablehnung provoziert und freie Beziehung zu Gott und der Menschen untereinander erschwert. Geradezu erstaunlich ist, daß trotzdem zu allen Zeiten Menschen zum Glauben an Gott und zur Freiheit der Kinder Gottes gefunden haben.

In der Geschichte hat es immer wieder Aufbrüche gegeben, in denen der Ursprung aufleuchtete: im Leben und in der Nachwirkung großer Heiliger, in reformatorischen Ansätzen und auch in schwärmerischen Begegnungen. Gerade in unserem Jahrhundert werden wir Zeugen vielfältiger Versuche der Erneuerung christlichen Lebens; von der Jugend-, Bibel- und liturgischen Bewegung über das II. Vatikanische Konzil bis hin zu dem, was sich seither weltweit an Aufbrüchen vollzieht.

Uns wird heute deutlicher bewußt, was immer galt: Vertrauen, Glauben und Lieben als Fundament gelingender Beziehung setzen Freiheit voraus. Das gilt im Verhältnis



von Mensch zu Mensch, und das gilt erst recht für das Verhältnis des Menschen zu Gott.

An Gott zu glauben und Gott zu lieben kann nicht verordnet werden. Der Mensch kann es auch nicht einfach wollen. Er kann sich dafür öffnen, und wenn er es erlebt, wird er es als Geschenk erfahren. Wenn wir ernst nehmen, daß Freiheit die Voraussetzung ist für die Ermöglichung christlichen Glaubens, wird das erhebliche Konsequenzen für die Seelsorge haben. Das Kommen des Reiches Gottes anzusagen und vorzubereiten, Gottes Zuwendung und Güte durch ein glaubwürdiges Leben zu bezeugen und die Menschen dafür zu öffnen, ist unverändert das Kernanliegen christlicher Seelsorge. Auch heute geschieht dies durch Begegnung und Beziehung, oder es geschieht nicht.

3. Faires Streiten als Friedensförderung

Wenn Seelsorge Begegnung ist, so schließt das Auseinandersetzung und Streit nicht aus, im Gegenteil: Im Konflikt, wenn er fair ausgetragen wird, können Menschen ihre Identität und ihre Andersartigkeit erfahren. Das ist die Voraussetzung für eine reife, freie Entscheidung und Nachfolge. Wenn notwendige Auseinandersetzungen vermieden werden, dient das nicht der Versöhnung und dem Frieden. Oft ist der Friede erst die Frucht fairen Streits.

4. Beziehung und Heil nicht nur durch die Kirche

Begegnung und Beziehung ereignen sich auch außerhalb der Kirche, und wenn sie von gegenseitigem Respekt getragen werden, in Freiheit geschehen, können sie den Menschen zum Heil werden. Ich denke u. a. an die vielen Menschen, die in Beratung und Therapie Hilfe und Heilung finden. Ich denke daran, was in der Begegnung zwischen Arzt und Patient geschieht. Der Beruf des Arztes, des Therapeuten und des Seelsorgers liegen nahe beieinander, und über Jahrtausende waren sie in vielen Religionen in einer Person vereint. In den Evangelien werden die Heilungen, die durch die Begegnung mit Jesus geschehen, als Zeichen für das Heilshandeln Gottes an den Menschen gedeutet.

In der heutigen technisierten und scheinbar perfekt organisierten Welt sind die Beziehungslosigkeit und die sich daraus ergebende Vereinsamung eine große Not vieler Menschen. Hier haben Kirche und Gemeinde eine vordringliche Aufgabe und zugleich eine Chance: Sie können Begegnung ermöglichen, die Menschen zu reifer Beziehung befähigen und sie in diesem Prozeß begleiten. Dabei darf nicht übersehen werden, daß sich damit nicht unerhebliche Probleme gerade für die hauptamtlichen Seelsorger, besonders die Pfarrer, verbinden. Es ist keine Frage, daß sie durch ihren Beruf besondere Möglichkei-

ten haben. In Zeiten existentiellen Erlebens sind sie den Menschen nahe: bei der Taufe eines Kindes, bei Hochzeit und Jubiläen, in Krisen und angesichts des Todes. Da wird die Alltäglichkeit aufgesprengt, die Menschen sind offen. Hier können Seelsorger vielen Menschen wenigstens vorübergehend zum Nächsten werden. Wenn daraus Beziehungen und ein Klima des Vertrautseins entstehen, so wird das mehr und mehr die Gemeinde prägen und sich nicht zuletzt auch auf die sonntägliche Eucharistiefeier auswirken.

5. Überforderung als „Beziehungsproblem“

Bei der heutigen Größe vieler Gemeinden besteht allerdings die Gefahr, daß so viele Erwartungen gegenüber den hauptamtlichen Seelsorgern geweckt werden, daß diese den Ansprüchen bei weitem nicht gerecht werden können.

Das zeigt folgendes Beispiel:

Der Pfarrer einer großen Gemeinde (10.000 Katholiken, vier Kindergärten, ein Krankenhaus, ein Altersheim) hatte sich bei der Übernahme der Pfarrstelle sehr bewußt Ziele gesetzt:

1. Er wollte als Mensch und Seelsorger leben, sich bewußt mit den Problemen der heutigen Zeit auseinandersetzen, er wollte Beziehungen knüpfen zu den Menschen in der Gemeinde, zu den Dingen und zu Gott.
2. Er wollte die Menschen in der Gemeinde miteinander in Beziehung bringen, Gemeinde bilden und Eucharistie als Quelle und Höhepunkt geistlichen Lebens mit der Gemeinde feiern.

Nach zwei Jahren überprüfte er in der Supervision seine Arbeit und seine Ziele. Er spürte die Schwierigkeit, in einer so großen Gemeinde sein Vorhaben verwirklichen zu können. Da war einmal die Vielzahl der Aufgaben, Begrenzungen und liturgischen Funktionen, die täglich auf ihn zukamen. Als ebenso belastend empfand er die bei vielen Gemeindemitgliedern übliche Konsumhaltung und das große Anspruchsdenken in bezug auf ihn als Pfarrer, den sie entsprechend dem überkommenen Priesterbild leicht idealisierten. Er machte die Erfahrung, daß Übertragung und Projektion eine menschliche, partnerschaftliche Beziehung erschweren und daß Idealisierung bei Enttäuschungen nicht selten in heftige Kritik umschlägt.

6. Der Wert von Supervision

Ich kann die heute um sich greifende Resignation vieler Hauptamtlicher, die sich um menschliche Seelsorge mühen, gut verstehen, zumal diese nicht selten zu „Sündenböcken“ werden für alles, was Menschen heute an der Kirche auszusetzen haben. Um in dieser Situation nicht isoliert zu werden und „auszubrennen“, brauchen viele

einen Ort, an dem sie ihre persönliche und pastorale Situation offen aussprechen und reflektieren können, wie es in der oben genannten Supervision geschah.

Mir scheint eine zeitweise Begleitung und fachkundige pastorale Supervision zur Überprüfung und besseren Qualifikation unumgänglich, wie es in vergleichbaren sozialen Berufen selbstverständlich ist.

Es ist nicht leicht, bei der Vielfalt der Aufgaben und Erwartungen, die heute an den Seelsorger gerichtet werden, nicht nur zu reagieren, zu funktionieren, sondern Begegnung und Beziehung fruchtbar zu gestalten. Dazu bedarf es einer besonderen pastoralen und menschlichen Kompetenz und der Entwicklung einer dem jeweiligen Alter gemäßen gläubigen, beruflichen Identität.* Das ist nicht allein Sache des Charismas, und das entwickelt sich nicht von selbst. Es bedarf vielmehr des jahrelangen Einübens schon während der Studienzeit und erst recht nach Beginn der hauptamtlichen Tätigkeit.

7. Förderung der Beziehungsfähigkeit aller

Der Stil des Pfarrers und der sonstigen hauptamtlichen Seelsorger, die Art und Weise, wie sie Begegnung und Beziehung gestalten, sind vorbildhaft für die Gemeinde. Denn christliche Seelsorge beschränkt sich nicht auf die Begegnung der Hauptamtlichen zu den Gemeindemitgliedern. Ziel ist es, möglichst viele Menschen auf ihrem Weg zu reifer Beziehung zu begleiten und die Beziehungen von Gemeindemitgliedern untereinander und in vielfältigen Gruppen zu fördern.

Vor Jahren sprach Don Helder Camara in Münster über die Basisgemeinden in Lateinamerika. Er berief sich auf das Konzil von Trient, das bestimmt habe, eine Pfarrei solle nur so groß sein, daß jeder jeden kennen kann. Als Begründung führte er an: Das Hauptgebot ist die Liebe. Lieben kann man nur einen Menschen, den man kennt.

Mir leuchtet das unmittelbar ein. Wir müssen die großen Gemeinden darum nicht auflösen; sie bieten in mancher Beziehung auch Vorteile und Chancen. Doch ist es unumgänglich, Substrukturen zu schaffen, viele Gemeinschaften unterschiedlichster Art, in denen Begegnung und Beziehung möglich werden.

Denn die Gemeinde sollte der Ort sein, wo Kirche erfahren, das Leben bedacht und dessen religiöse Dimension in Wort und Sakrament bewußt werden kann, entsprechend der Verheißung des Herrn: „Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen“ (Mt 18, 20).

* Siehe H. Stenger (Hrsg.), Eignung für die Berufe der Kirche. Klärung - Beratung - Begleitung, Freiburg-Basel-Wien 1988.